

AFRIKA

# Sehnsucht nach dem Schlächter

Der Krieg in Darfur hat sich zum Flächenbrand entwickelt, nun versinkt die Zentralafrikanische Republik im Chaos. Nur ein paar Franzosen versuchen den Zerfall des Landes aufzuhalten.

**D**er Hauptmann hat gute Laune. „Schau, wie schön meine Pistole ist und wie gut sie in der Hand liegt“, sagt er, „sie ist ein Eigenbau.“ Laurent Djim-Woei Bebiti lässt seine Rechte kreisen. Er zielt mit dem Schießseisen, in Wahrheit ein abgesägtes Schrotgewehr, auf seine Krieger, dann in den schwitzenden Wald, schließlich einfach nur so in die Luft.

So verharrt er, den einen Arm in den Himmel gereckt, den anderen an der Hosennaht, ein Rebell in schmutzig grüner Landsknechttracht, mit umgehängtem Dolch und Satellitentelefon. Das jugenhafte Gesicht wird zur Hälfte von einem viel zu großen Schlapphut verdeckt, am Kinn sprießt ein dünner Bart. Der Hauptmann ist 35 Jahre alt.

Urpötzlich jedoch, ohne sichtbaren Grund, schlägt seine Stimmung um. Wild flackern jetzt Bebitis Augen, seine Leute rücken verängstigt zusammen, jeder hat seine Waffe in der Hand: verrostete Schrotgewehre und Speere, Busch- und Fahrtenmesser, Kalaschnikows und Karabiner.

APRD nennt sich Bebitis Trupp: „Volksarmee zur Wiederherstellung der Republik und der Demokratie“. Hinter dem großen Namen verbirgt sich ein Haufen Desperados – zehnjährige Kinder mit Waffen aus dem Zweiten Weltkrieg, Medizinmänner

mit Amuletten und Zauberpulver, Jugendliche mit Piratentüchern um den Kopf.

Die Heimat dieses maroden Volkssturms ist der Wald, der Feind die Regierung in der Hauptstadt Bangui. „Bê-Afrika“ – das Herz Afrikas – nennen die Bewohner die Zentralafrikanische Republik in ihrer Muttersprache Sango. Vom Mittelmeer aus liegt das Land auf halber Strecke Richtung Südafrika, und zum Atlantik betrüge die Fahrzeit von hier fast ebenso lange wie zum Indischen Ozean – wenn es denn befahrbare Straßen gäbe.

Irgendwo hier muss der Schiffskapitän und Schriftsteller Joseph Conrad vor über 100 Jahren jenes „Herz der Finsternis“ geortet haben, das er in seiner berühmten Erzählung beschrieb, inmitten der von Pygmäenvölkern bewohnten zentralafrikanischen Fiebersümpfe. Später krochen aus dieser Hölle Aids und Ebola. Die Zentralafrikanische Republik ist nicht nur die Mitte des Kontinents, sie ist zugleich der Inbegriff afrikanischen Elends.

Derzeit wird das Land gleich von mehreren Kriegen in Mitleidenschaft gezogen, die miteinander verwickelt sind. Drüben, jenseits des Grenzflusses Ubangi, im Kongo, toben erbitterte Gefechte zwischen den Rebellen von Tutsi-General Laurent Nkunda und den aus der Hauptstadt Kinshasa entsandten Regierungstruppen.



Flüchtlinge in Darfur: Zweiwöchiger Marsch ins

Im Nordosten der Zentralafrikanischen Republik selbst, einem Land etwa von der Größe Afghanistans, haust eine Guerilla, die sich UFDR (Union der demokratischen Kräfte für die Einigung) nennt und wohl von der sudanesischen Regierung unterstützt wird.

Und in den Wäldern des Nordwestens verschanzen sich seit Juni 2005 die Möchtegern-Krieger der APRD. Daneben existieren noch andere Rebellengruppen, die



Rebellenhauptmann Bebiti, Guerilleros: „Wenn wir den Krieg gewinnen, werden wir die Demokratie wieder einführen“



TORFINN / LAF

südwestliche Nachbarland

regelmäßig ihre Namen wechseln und noch häufiger die Fronten; oft erhalten sie Waffen aus dem benachbarten Ausland.

Die Regierung in Bangui wird ihrerseits aus dem Nachbarland Tschad unterstützt, von Friedenssoldaten aus Gabun und Kongo-Brazzaville sowie einigen hundert französischen Fallschirmjägern. Frankreich, einst Kolonialmacht in Zentralafrika, fühlt sich noch immer verantwortlich für die Stabilität in der Region. Traditionell ist

die Grande Nation hier nicht sehr wählerisch bei der Wahl ihrer Verbündeten. Sie stützt zum Beispiel Tschads Präsidenten Idriss Déby gegen vom Sudan gesponserte Rebellen.

Und in der Zentralafrikanischen Republik hält sie es derzeit mit Präsident François Bozizé, einem Putschisten und Menschenrechtsverletzer. An dessen Ruf stößt sich Paris nicht allzu sehr, könnte doch das Land ohne ihn in einen Bürgerkrieg um Macht und Bodenschätze abrutschen, so wie schon vor Jahren der Kongo.

Durch die Zentralafrikanische Republik ziehen derzeit mehr als 200 000 Flüchtlinge – die meisten aus dem eigenen Land, aber auch aus den Nachbarländern, in denen der Krieg schon länger tobt, aus dem Tschad, dem Kongo und dem Sudan. Rund 80 000 Zentralafrikaner hat es unter anderem ins benachbarte Kamerun verschlagen.

Demnächst soll ein kleines Kontingent europäischer Soldaten in den Nordosten der Zentralafrikanischen Republik einrücken – als Teil der EU-Friedensmission für den Tschad, wo dieser Tage wieder schwer gekämpft wird. Ob die Truppe, die überwiegend aus Franzosen bestehen soll, dann in der Lage sein wird, das mörderische Chaos in den Griff zu bekommen, scheint fraglich.

„Ein Jagdrevier für bewaffnete Rebellengruppen, Regierungssoldaten und Banditen“ nennt Amnesty International das Land. Auf der Rangliste der ärmsten Staaten liegt die Zentralafrikanische Republik auf Platz 172 – von 177. Nur 30 Prozent der Kinder gehen noch in die Schule.

Seit 1970 sinkt die durchschnittliche Lebenserwartung Jahr für Jahr – derzeit liegt sie bei 39 Jahren, niedriger als in Afghanistan. Mehr als die Hälfte der vier Millionen Einwohner sind Analphabeten. Und jeder dritte Zentralafrikaner, so schätzt die Uno, benötigt humanitäre Hilfe.

Dabei könnte die Zentralafrikanische Republik zu den reichsten Ländern des Kontinents gehören. Es ist eine Region, in der es alles im Überfluss gibt: reichlich Wasser, Wälder voller Tropenholz, Uran, Gold und Diamanten.

Rebellenführer Bebiti residiert knapp 50 Kilometer östlich der Provinzhauptstadt Paoua, in einem Verslag aus Reisig und Bananenblättern. Fast alle Dörfer im Umkreis von 50 Kilometern sind menschenleer, kaum ein intaktes Haus steht noch.

Die früheren Bewohner hausen inzwischen im Wald, aus Angst vor brandschatzenden Regierungssoldaten und versprengten tschadischen Marodeuren, die einst auf der Seite von Präsident General François Bozizé kämpften. Der hatte im Frühjahr 2003 mit Hilfe aus dem Tschad die Macht übernommen.

Auf den versprochenen Lohn haben die Freischärer aus dem Nachbarland nach dem Coup vergebens gewartet. Schließlich begannen sie, sich plündernd und mordend zu holen, was ihnen ihrer Meinung nach zustand. Bozizés Präsidentengarde steht ihnen an Gewalttätigkeit nicht nach. Sie hat hier im Norden des Landes Dorf für Dorf in Brand gesteckt – weil sie deren Bewohner der Zusammenarbeit mit den APRD-Rebellen verdächtigte.

„Wenn wir den Krieg gewinnen, werden wir Wahlen abhalten und die Demokratie wieder einführen“, verspricht APRD-Chef Bebiti pathetisch, „doch zuvor müssen wir die Tschader und ihre Marionetten in Bangui beseitigen.“

Richtig ist, dass in dem ausgepowerten Land „eine Katastrophe droht“, wie Marcus Prior vom Welternährungsprogramm bestätigt, „die Lage ist verheerend, die Menschen verstecken sich, wir wissen kaum, wie wir sie erreichen können“. Prior ist unrasiert und übernachtigt, seit Tagen schon ist er im Elendsgebiet unterwegs.

In Bedamara 1, einem Dorf rund 50 Kilometer nordöstlich von Paoua, sollen an diesem Tag 1300 Waldbewohner mit Lebensmitteln versorgt werden. Es ist das erste Mal, dass Hilfe kommt, seit sie sich vor etwa einem Jahr in den Urwald zurückgezogen haben. Schüchtern kommen sie aus dem Unterholz, um amerikanisches Maismehl und Speiseöl in Empfang zu neh-



men. Die Verteilung hat Diego Moroso organisiert, ein 31-jähriger Italiener der Hilfsorganisation Cooperazione Internazionale. Moroso ist ein erfahrener Helfer, er war zuvor in Darfur und in Norduganda, doch dieses Land will er so schnell wie möglich wieder verlassen: „Hier sind Chaos und Korruption ein Dauerzustand.“

Auch in Bedamara 1 ist das so. Als das Dorfoberhaupt die Liste mit den Namen derjenigen erstellte, die in den Genuss der Lebensmittelpakete kommen sollten, ließ es sich von jeder der 250 in Frage kommenden Familien erst einmal 100 zentralafrikanische Francs in die Hand zahlen – umgerechnet rund 15 Euro-Cent, fast der halbe Tageslohn eines Zentralafrikaners. Moroso war schlicht zu müde, die Korruption anzuprangern, er hat wohl schon vor geraumer Zeit resigniert.

Mehr als 400 Kilometer sind es von Bedamara 1 bis in die Hauptstadt Bangui. Vor dem Hotel Ubangi hockt Claude, ein hagerer Alter, er verkauft Bildnisse des ehemaligen Tyrannen und selbsternannten Kaisers Jean-Bédel Bokassa. Seit der 1979 von den Franzosen abgesetzt wurde, geht es mit dem Land weiterhin bergab. „Die Menschen sehnen sich nach Bokassas starker Hand“, sagt Claude. Die Devotionalien mit dem Foto des Monarchen, der sich vor 30 Jahren mit einer pompösen und von den Franzosen finanzierten Zeremonie krönen ließ, sind in diesen Tagen sein einziger Verkaufsschlager.

Nostalgie für einen Menschenschlächter: Reihenweise hatte Bokassa in seiner Regierungszeit politische Gegner umbringen lassen. Er ließ Krüppel in Flugzeuge verfrachten und aus 6000 Meter Höhe über dem Regenwald abwerfen, Gefangene soll er Löwen zum Fraß vorgeworfen haben. Nach dem Sturz des Diktators fand man angeblich Leichenteile in einer seiner Kühltruhen.

Die Elite des Landes, die Macher und Strippenzieher, trifft man im Schutze der Nacht, auf der Terrasse des „Relais des chasses“ – wenn es dort Antilopen-Carpaccio gibt und die Kapelle Lieder spielt



**Diktator Bokassa (1977)**  
*Leichenteile in der Kühltruhe*

von den Nächten in Paris und dem Glanz der Champs-Élysées.

Das „Relais des chasses“ ist so etwas wie das Nervenzentrum des Landes. Hier versammeln sich abends auch französische Soldaten, Uno-Mitarbeiter und russische Diamanten- und Waffenhändler.

„Es ist verrückt“, sagt Kersten Jauer, ein deutscher Uno-Beamter, „dass ausgerechnet Bokassa in diesem Land wieder verehrt wird – aber die Menschen können das Chaos einfach nicht länger ertragen.“ Das Durchschnittseinkommen sei seit 1977 um mehr als ein Drittel gesunken, und die einzigen intakten Gebäude Banguis stammten aus der Bokassa-Zeit.

Jauers Kollegen vom Flüchtlingshilfswerk UNHCR kümmern sich vorwiegend um den Nordosten des Landes. Hier drängen immer mehr Vertriebene aus dem sudanesischen Bürgerkriegsgebiet über die Grenze. Innerhalb weniger Wochen retteten sich Tausende Flüchtlinge aus Darfur in

die Zentralafrikanische Republik. Sie waren vor den Bombardements der Regierungstruppen geflohen, zwei Wochen hatten sie für den Marsch ins südwestliche Nachbarland gebraucht.

Nun leben sie in notdürftig zusammengefügten Zelten. Ihre Versorgung ist mühsam: 16 Tage brauchen die Laster des Welternährungsprogramms von der Hauptstadt bis ins Grenzgebiet. Hätten nicht die Guerilleros von der UFDR vor einiger Zeit ein Friedensabkommen mit der Regierung unterzeichnet, wäre selbst dieser Weg längst versperrt. Aber auch in dieser Region scheint der nächste Waffengang nur eine Frage der Zeit.

In Sam-Ouandja nahe der sudanesischen Grenze, dem Zielort der Hilfskonvois, ist die Stimmung explosiv. „Allein in der Stadt haben wir 60 Mann unter Waffen, besitzen zwei nagelneue Pick-ups, die wir von der Armee erbeutet haben, und wir haben das Recht auf unserer Seite“, prahlt ein hochgewachsener junger Mann, der sich Issa nennt und verkündet, er sei hier der örtliche Boss der Rebellentruppe UFDR. Issa hat eine Gruppe Krieger um sich geschart, die Panzerfäuste und Maschinengewehre geschultert haben.

Misstrauisch wird der Rebellenführer von einem General der Regierungstruppen beäugt, etwas abseits wartet ein französischer Verbindungsoffizier: Der hat die undankbare Aufgabe, den Frieden zwischen beiden Parteien zu wahren.

Der Darfur-Krieg, der längst den Tschad erfasst hat, droht nun auch die Zentralafrikanische Republik zu unterminieren. Dass die UFDR von der sudanesischen Regierung in Khartum unterstützt wird, gilt als offenes Geheimnis.

Selbst wenn der Geldfluss aus der sudanesischen Hauptstadt abreißen sollte, verfügen Issa und seine Kämpfer über ausreichend Ressourcen, hier einen Krieg auf eigene Rechnung zu führen: Der Nordosten des Landes ist ein Abbaugelände für Diamanten. Überall werden dort Gruben ausgehoben, wird fiebrig geschaufelt und gesiebt.

Es sind Menschen wie Mbjanka Mathurin, 32, die hier ihr Glück versuchen. Seit drei Wochen schon schuftet er mit zwei anderen jungen Männern in einem fünf Meter tiefen Loch. Mehr als ein paar Splitter für wenige Dollar hat er bisher nicht zusammenbekommen – doch wie all die anderen träumt er vom ganz großen Stein, den er zu Geld machen kann.

Er träumt vom Reichtum, einer Frau und einem eigenen Moped. Und davon, dass es ihm irgendwann einmal so gut gehen wird wie Abdelrahman Baschir, dem „Patron“, dem hier so viele Gruben gehören, dass mittlerweile 31 Angestellte für ihn arbeiten müssen.

Der Krieg, der sich vom Nachbarland her nähert, kann diesen Traum schnell wieder zerstören.

THILO THIELKE



**Regierungssoldaten in der Zentralafrikanischen Republik: Verbündete der Grande Nation**